Zeitschrift: Thurgauer Beiträge zur Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 153 (2015)

Artikel: Kinder im Klosterheim : die Anstalt St. Iddazell Fischingen 1879-1978
Autor: Akermann, Martina / Jenzer, Sabine / Meier, Thomas
Kapitel: 7: Ehemalige erinnern sich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-585090

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VII Ehemalige erinnern sich

Im Unterschied zu den übrigen Kapiteln, die themenorientiert sind und jeweils einzelne Aspekte sowie den allgemeineren Kontext, in den das Fischinger Heim eingebettet war, beleuchten, stehen in diesem Kapitel die ganz persönlichen Erfahrungen und Erinnerungen, Empfindungen und Erlebnisse der von uns befragten ehemaligen Erziehenden und Zöglinge im Zentrum. Die hier wiedergegebenen Erinnerungen an die Zeit in St. Iddazell bleiben möglichst nahe an den Interviews und sind mit vielen Zitaten versehen. In ihrer subjektiven Färbung geben sie gleichwohl einen tiefen Einblick in die Heimatmosphäre und den Heimalltag aus unterschiedlicher Warte und zu unterschiedlichen Zeiten und Orten.

Wir haben die Erzählungen von neun Interviewten ausgewählt, die eine möglichst grosse Bandbreite an Erlebtem und Erinnern aufweisen und verschiedene zeitliche Abschnitte betreffen. Bei zwei Personen handelt es sich um ehemalige Erziehende, einen weltlichen Erzieher und eine Ordensfrau. Die anderen sind ehemalige Zöglinge, die im Zeitraum von den 1940er- bis in die frühen 1970er-Jahre, in verschiedenen Lebensphasen und in unterschiedlichen Abteilungen in Fischingen weilten. Drei sind Frauen, vier sind Männer. Die biographischen Aufzeichnungen bleiben bewusst auf die Zeit in St. Iddazell beschränkt, handelt dieses Buch doch von dieser Institution. Aus Persönlichkeitsschutzgründen werden keine Namen verwendet, auch nicht bei Drittpersonen, ebenso wird auf Ortsangaben verzichtet, die Rückschlüsse auf Personen ermöglichen könnten.

1 Er: «Hier habe ich mich daheim gefühlt.» Sie: «Ich finde es – furchtbar für ein Kind, wenn es an so einem Ort sein muss.»

Zweieinhalb Jahre waren die beiden Geschwister in Fischingen, beide zeitgleich Ende der 1940er-Jahre, und doch erlebten sie den Aufenthalt völlig unterschiedlich.[1010] Für ihn waren es «wunderschöne Jahre». Er wurde schulisch gefördert, durfte als guter Schüler in die Sekundarschule nach Oberwangen. Da es damals in Fischingen noch keine heiminterne Sekundarschule gab, musste er extern in die öffentliche Schule gehen – ein Privileg, das nur ihm gewährt wurde. Mit einem alten Fahrrad, das er vom Vater eigens für den Schulweg erhalten hatte, fuhr er jeweils am Morgen und am Nachmittag in die Schule. Zurück in Fischingen, so erinnert er sich, gab es viele Freizeitaktivitäten für die Kinder: Ballspiele, Wandern oder Schlittschuhlaufen zum Beispiel. Das gefiel ihm sehr. Er durfte auch mit dem Pferdewagen die Milch vom Hof auf dem Chilberg holen, ein weiteres Privileg, das nur jenen zukam, die «sich gut gehalten haben». In der Kirche versah er den Dienst als Ministrant, was eigentlich einer Auszeichnung gleichkam, für ihn aber eine Qual war. Er konnte damit nichts anfangen und hatte Zweifel am Sinn der Religion.

Mit den anderen Knaben verstand er sich gut, empfand den Zusammenhalt als kollegial. Auch mit dem Personal erging es ihm gut. Gewalt, Schläge und Übergriffe erlebte und sah er nicht, auch keine Tatzen oder Ohrfeigen. Die Nonnen hätten die Kinder gern gehabt, meint er rückblickend. «Da bist du wie von einer Mutter [...] gepflegt worden und behandelt worden.» «Und – und ich habe aber immer gesagt, dass wir es sehr schön gehabt haben und daheim gewesen sind, hier, was wir daheim nicht gewesen wären. Hier habe ich mich daheim gefühlt, wir hatten zu essen, zu trinken, wir hatten ein Bett. Das wäre vielleicht dort nicht der Fall gewesen.» «Ich war so gerne hier hinten. Keinen Tag traurig gewesen oder Heimweh gehabt – ja, Heimweh nach wem?» Wie die meisten seiner weiteren Geschwister wuchs er in verschiedenen Heimen auf. Und er war froh darüber. Fischingen war das letzte Heim, danach kam er un-

1010 Interviews Z 2 und Z 3.

verhofft zu den Eltern zurück. Zunächst besuchte er dort das letzte halbe Jahr der Sekundarschule, das ihm noch fehlte. Schulisch fand er den Anschluss mühelos, zu den Klassenkameraden aber keinen Zugang. Er wurde ausgeschlossen, links liegen gelassen, als ehemaliges Heimkind und wegen seiner Kleidung, wie er vermutet. Danach absolvierte er eine Lehre, wurde von seinem Lehrmeister gefördert, erhielt als Lohn für seine gute Arbeit rasch das volle Salär eines Angestellten und konnte damit auf eigenen Füssen stehen. Als die Mutter den Wohnort wechselte, ging er nicht mit. In der Familie eines Kollegen, die ihn schliesslich aufnahm, fühlte er sich das erste Mal in seinem Leben wie in einer Familie.

Ganz anders erging es seiner jüngeren Schwester. Im Gegensatz zu ihm genoss sie keine Privilegien und erlebte den Heimaufenthalt in Fischingen von einer gewalttätigen und emotional kalten Seite. «[I]ch finde es – furchtbar für ein Kind, wenn es an so einem Ort sein muss.» Die Schwestern auf ihrer Abteilung empfand sie als sehr streng. Eine Beziehung aufbauen zu einer der Frauen oder ein Sich-umsorgtfühlen kannte sie nicht. Kopfnüsse und Ohrfeigen hingegen verteilten die Schwestern rasch einmal, erinnert sie sich. «[F]ür mich war das völlig normal, dass da [...] manchmal jemand geschlagen worden ist oder so. Ich kannte das gar nicht anders.» Auch Hinknien war eine Strafe, die oft auferlegt wurde. Im grossen Esssaal hing vorne ein «Riesenkreuz» an der Wand. Vor dieses mussten die «Fehlbaren» hinknien, bis alle anderen gegessen hatten. Manchmal waren es drei oder vier Kinder, erinnert sie sich. Auch in der Schule erteilte der Lehrer oft Tatzen, schlug teils auch mit Stöcken oder dem Handbesen. Sie selber kam selten «dran», war wohl zu brav, vermutet sie. Hingegen wurde sie zur Strafe einmal in eine Besenkammer gesperrt, fast einen ganzen Tag lang. Dort drin war es eng und ganz dunkel, ohne Licht, ohne Fenster, ohne Stuhl, ohne Bett. Auch andere Kinder wurden dort hinein gesperrt, «die waren nachher völlig verstört». Nachts, im grossen Schlafsaal mit rund zwanzig Mädchen, sah sie manchmal, wenn sie wach lag, wie Nonnen «ein Kind oder zwei Meitli» aus dem Bett holten und mit sich nahmen. Sie wusste nicht, was mit den betreffenden Kindern geschah, sah nur, dass diese jeweils am nächsten Morgen verweint waren. Die Kinder sprachen mit ihr nicht über die Vorfälle. Heute vermutet sie, dass diese sexuell missbraucht wurden, da sie im Nachhinein von einer Ehemaligen erfuhr, dass es im Heim zu solchen Übergriffen gekommen war.

Das Heim empfand sie als abgeschlossen, Kontakt zur Aussenwelt gab es kaum. Die Welt hörte für sie am Klostertor auf. Besuche bekam sie ausser von einer ihrer Schwestern keine, auch von den Eltern nicht. Im Gegensatz zu ihrem Bruder, der regelmässig von der Sekretärin seines Vormunds besucht wurde, bei dieser Freud und Leid klagen konnte und viel Unterstützung auch vom Amtsvormund erhielt, bekam sie den gemeinsamen Vormund nie zu Gesicht und war so, wie ihr Bruder im Rückblick meint, vor Misshandlungen weniger geschützt als er. Sie hatte aber eine Freundin im Heim, an die sie sich halten konnte und mit der sie sich austauschte. Diese nässte nachts das Bett, wofür sie von den Schwestern jedes Mal beschimpft wurde.

Nach dem Heimaustritt kam sie wie ihr Bruder zur Mutter zurück und besuchte die Regelschule. Kaum hatte sie die obligatorische Schulzeit hinter sich, erfüllte sie sich einen langgehegten Wunsch und ging ins Ausland, um Sprachen zu lernen. «Es war genau das, was ich wollte.»

Während ihres Aufenthalts in St. Iddazell sahen sich die beiden Geschwister nur von Weitem. Danach kamen sie wieder zusammen, lebten eine Weile bei der Mutter. Die gemeinsame Abreise aus St. Iddazell geschah genauso ohne Ankündigung wie die Ankunft zweieinviertel Jahre zuvor. Eines Tages wurden sie einfach ohne jede Erklärung und ohne dass sie sich von jemandem hätten verabschieden können, im

Heim abgeholt. «Ja gut, das ist wieder typisch gewesen. Da wurdest du geholt, eines Tages, keine Ahnung, was da jetzt mit uns geht.»

2 «Ich wollte in ein Kloster und nicht in ein Kinderheim.»

Als sie in den 1950er-Jahren als junge Ordensschwester ins Kinderheim Fischingen kam, geschah dies nicht aus freien Stücken.[1011] Eben erst hatte sie nach der dreijährigen Probezeit, die auf die zwei Jahre als Kandidatin und Novizin gefolgt waren, die ewige Profess abgelegt und freute sich auf das Leben als Nonne im Kloster – da wurde sie zur Priorin gerufen, die ihr eröffnete, ihr künftiger Wirkungsort sei nicht das Kloster, sondern das Fischinger Heim. «Ich konnte nichts sagen, ich habe nur geweint, denn ich wollte in ein Kloster und nicht in ein Kinderheim», erinnert sie sich an das Verdikt.

Völlig ahnungslos wurde sie mit ihren Mitschwestern, die gleichzeitig wie sie ins Kinderheim beordert worden waren, buchstäblich ins kalte Wasser geworfen. «[D]as schlimmste war, wir hatten keinerlei Vorbereitung, wir wurden daraufhin nicht eingeweiht. Ich glaube, es war ein Pater, der uns einmal einen Tag lang erzählt hat, was uns erwartet und was wir machen müssen. Und ich sagte: ‹Mein Gott, ich bin dem nicht gewachsen, ich verstehe davon nichts›. Aber man hatte damals keine Wahl, konnte nicht sagen ‹ich will, ich möchte›.»

Zwei Tage nach der Ankunft in Fischingen kehrten die Kinder aus den Ferien zurück, und die junge Nonne war fortan für über zwei Dutzend acht- bis dreizehnjähriger Knaben verantwortlich. Wenn diese nicht gerade in der Schule waren, hatte sie sich als Leiterin einer Abteilung praktisch ständig um die Kinderschar zu kümmern. «Ich war immer bei den Buben, habe bei ihnen geschlafen, mit ihnen gegessen, gespielt, gewandert», erinnert sie sich. Über die einzelnen Buben und weshalb diese im Heim waren, wurde sie nicht ins Bild gesetzt, wusste sie fast nichts.

Zu schaffen machte der jungen Schwester der mitunter hohe Lärmpegel auf der Abteilung: «Dieser Lärm, dieser furchtbare Lärm, wenn die vier- oder sechsundzwanzig kamen, das war ein Riesenlärm. Am Abend taub, ich hörte nichts mehr. Daran musste man sich gewöhnen, das war sehr schwer. Da kommt man aus einem Kloster, wo Stillschweigen ist, Gebete, seine Arbeit in Ruhe, eine geordnete Sache und dann kommt man in so einen Radau. Mein Gott, ich dachte, das überstehe ich nicht. Aber ich habe es überstanden», meint sie in der Rückschau.

In den Abteilungsräumlichkeiten hatte sie für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen, obendrein die wollenen Socken und Pullover ihrer Kinderschar zu flicken und zu waschen. Das Arbeitspensum, das den einzelnen Schwestern abverlangt wurde, war enorm: «Bis elf oder zwölf war ich wach und um fünf Uhr wieder auf den Beinen. Nicht mal den Sonntag hat man gespürt, ausser dass man mit den Kindern in die Kirche ging. [...] In Fischingen hatten wir keine Freizeit.»

Die sanitären und hygienischen Verhältnisse waren in ihrer Abteilung prekär. Neben zwei Toiletten gab es für die rund sechsundzwanzig Kinder ein einziges Waschbecken mit einem Kaltwasserhahn. Im Heim mangelte es aber auch sonst an allem und jedem: «Als ich kam, hatten wir gar nichts, wohl viele Kästen, aber nichts darin. Nur Kaputtes wie beispielsweise bei mir die drei kaputten Handorgeln. Nicht eine brauchbar. [...] Das Heim selbst hatte einfach kein Geld. [...] Wenn man etwas wollte, wofür man Geld brauchte, musste man nach Hause berichten.» Sie legte aber auch selbst Hand an. Dabei kamen ihr ihre handwerkliche Geschicklichkeit und ihr Einfallsreichtum zustatten, etwa wenn sie eine der rampo-

1011 Interview E 3.

nierten Handorgeln selbst instand setzte, auf dieser vorspielte und Musikunterricht erteilte oder aus von den Vorgängerinnen zurückgelassenen Requisiten und mit Bastelarbeiten der Kinder ein Kasperlitheater zu neuem Leben erweckte.

An disziplinarische Schwierigkeiten erinnert sie sich kaum. Physische Gewalt anzuwenden widerstrebte ihr, und zwar nicht bloss weil sie von ihrer zierlichen Statur her den meist grösseren Knaben kaum gewachsen gewesen wäre, sondern auch weil sie dies von zu Hause aus nicht gewohnt war. «Und deshalb habe ich mir in Fischingen vorgenommen, als ich sah, dass manchmal geschlagen wurde, das mache ich nie. Das kann ich nicht, das widerspricht mir.» Stattdessen versuchte sie, die Knaben für sich zu gewinnen. Sie erinnerte sich an ihr Elternhaus, in dem viel Musik gemacht, gesungen und vorgelesen wurde. «Dinge, die mir wichtig und kostbar waren von Zuhause aus, versuchte ich im Kinderheim weiterzupflegen. Als ich das jemandem erzählte, dem Pater oder sonst jemandem, sagte man mir, das könne ich vergessen. Aber nein, das vergass ich nicht, ich probierte es einfach, bis es ging.» Auch andere Strafen wie Essensentzug oder Einsperren ins «Kämmerchen» kamen für sie nicht in Frage. «Ich versuchte immer, solche Strafen zu umgehen, nein, solche Sachen machte ich nicht.» An ganz bestimmten Strafaktionen war sie gleichwohl beteiligt. Da sie mit dem Haarschneideapparat umgehen konnte, der sogar auf ihr Drängen hin gekauft worden war, musste sie, wenn auch «ungern», wie sie erzählt, den wieder eingefangenen Ausreissern zur Strafe den Kopf kahlscheren.

Angesichts des Arbeitspensums wundert es nicht, dass sie ihre Mitschwestern kaum jemals sah und nicht einmal Zeit blieb für das gemeinsame Gebet. Ihren religiösen Pflichten versuchte sie nachzukommen, wenn die Kinder schliefen. Dann begab sie sich allein in die Kapelle oder las auf ihrem Zimmer im Brevier. «In der Nacht im Bett, da hatte ich Heimweh, [...] dachte immer wieder, wenn ich nur zurück ins Kloster könnte. Das Kloster selber, die Umgebung, das Gebet, die Einteilung, das fehlte mir einfach.» Nach knapp achtjähriger Tätigkeit im Heim erkrankte sie an einer schweren Gelbsucht, die im Heim grassierte, und obwohl sie die Krankheit fast nicht überleben sollte, empfand sie es als grosses Glück, ins Kloster zurückkehren zu dürfen. «Ich war froh und dankte dem Herrgott, dass ich so schwer krank wurde. Wenn ich nicht so schwer krank geworden wäre, hätte ich dableiben müssen.»

3 «Im Nachhinein bin ich noch froh gewesen, bin ich auf dieses Fischingen gekommen.»

Im Kinderheim in Fischingen ging es ihm gut im Vergleich zum Innerschweizer Waisenhaus, in dem er die ersten Jahre seines Lebens verbracht hatte.[1012] In diesem hatte er ständig unter Hunger gelitten und war oft geschlagen worden. Gelegentlich wurden die Kinder von den Schwestern auch für längere Zeit unter Wasser gedrückt. Er hat deshalb nie Schwimmen gelernt, aus Angst vor dem Wasser. Die Schwestern dort empfand er als sadistisch, nur eine, die ihn als Säugling betreut hatte, war «eine ganz liebe Schwester».

Der Wechsel nach Fischingen anfangs der 1950er-Jahre war für ihn deshalb ein Glück. «[I]ch weiss nicht, wie ich herausgekommen wäre, wenn ich nicht nach Fischingen gekommen wäre», meint er im Rückblick. «Und dieses Fischingen – in einem gewissen Sinn hatte ich es dort eben gut, weil ich zu essen hatte. Man hat wohl auch ab und zu Schläge bekommen, [...] aber im Grossen und Ganzen habe ich es eigentlich heilig [gehabt].» Die Patres, die für

1012 Interview Z 16.

seine Abteilung zuständig waren, erlebte er weit positiver als seinerzeit die Schwestern im Innerschweizer Waisenhaus. Misshandelt wurde er in Fischingen nicht und hörte auch von anderen Kindern nichts dergleichen. «Mit den Patres habe ich keine Probleme gehabt.» Zu einem hatte er einen guten Draht, dieser war wie «ein strengerer Vater» für ihn, und er konnte zu ihm gehen, wenn «etwas war». Auch ein anderer Pater war «nicht schlecht» zu den Kindern, ging jeweils zum Heuen mit, «er hat dann auch seine Energie gezeigt, wir waren auch nicht immer Heilige, wir waren auch Lausbuben, und ich meine, wie es ist, wenn so viele Kinder zusammen sind, oder, da geht etwas.» Negativ erlebte er hingegen seinen Lehrer – «ein böser ‹Cheib›. […] der mochte dann schlagen. Aber eben – wir haben ja nichts anderes gewusst als das, und dann – hat man immer gemeint, das sei selbstverständlich, oder.» Neben Schlägen erlebte er in Fischingen als Strafen auch Essensentzug (ohne Nachtessen ins Bett) oder spezielle Arbeitseinsätze. Liebe und Zuwendung erhielt er hier wie dort nicht. «[W]ir haben keine Liebe, nichts gehabt.» Später wusste er deshalb selber nicht, wie Liebe zeigen. Gegenüber anderen Buben im Heim wusste er sich zu wehren, hatte «die ‹Gosche› dazu». Er setzte sich auch für andere ein. «Und das Traurige ist dann eben gewesen, die Schwächeren sind dann geplagt worden.»

Der Tagesablauf in Fischingen war von Arbeit, Schule und Religion geprägt. «Ich bin hauptsächlich in der Landwirtschaft eingesetzt worden, […] musste ab und zu einmal mit den Ochsen Holz schleppen.» Die Arbeiten musste und durfte er rasch sehr selbständig verrichten, so dass er sich nicht so eingesperrt fühlte wie einst im Waisenhaus. Dennoch waren sie hart und füllten neben dem Unterricht die meiste Zeit aus. «[I]n der Freizeit mussten wir einfach ‹chrampfen›. Wir hatten eigentlich keine Freizeit.» Er empfand es als «eintönig». Manchmal konnten sie Ski fahren gehen, im Weiher baden oder die Kletterstange im Dorf rauf und runter klettern, am Abend ein Hörspiel hören oder Theater spielen. «Aber – sonst –, ich habe einfach das Gefühl, diese Patres […] oder die Schwestern haben nicht gewusst, was anfangen mit diesen Kindern.»

Auch die Religion nahm einen wichtigen Platz im Tagesablauf ein, für ihn als Ministrant noch zusätzlich. In der Schule kam er immer gut mit und hatte sehr gute Noten. Eigentlich wollte er die Sekundarschule besuchen und später Anwalt werden, aber schon im Waisenhaus hatte man ihm deutlich zu verstehen gegeben, dass dieser Wunsch für ihn unerreichbar war. «Und dann hat diese Schwester gesagt ‹das kommt nicht in Frage. Du bist ein ‹Dubel›, und du bist ein Nichtsnutz, ein Schmarotzer, ein Alkoholiker bist du, wie dein Vater›, dabei habe ich ja meinen Vater […] nicht gekannt, oder.» Als er nach Fischingen kam, besuchte er die 7. und 8. Klasse und wurde danach als Knecht in die heiminterne Landwirtschaft versetzt, wo er sich als handwerklich geschickt erwies. Schliesslich kam er wunschgemäss in eine Schreinerei. Die Arbeit gefiel ihm gut, und man bot ihm eine Lehrstelle an. Aber die zuständige Armenpflege seiner Heimatgemeinde, so erinnert er sich, «hat gesagt ‹wir haben kein Geld, um das zu bezahlen›». Seinen Vormund sah er «quasi nie […]. Der hat sich gar nicht gekümmert, der hat nur den Sold genommen und fertig.» Der Traum einer Lehre oder gar eines Jurastudiums blieb unerfüllt, trotz seiner sehr guten Leistungen. Stattdessen wurde er bei einem Bauern verdingt. Der schlechte Ruf, der ihm als ehemaligem Heimkind anhaftete, begleitete ihn auf Schritt und Tritt: «[W]enn das irgendwo herausgekommen ist, bist du halt überall der ‹Tschumpel› gewesen, und dann haben sie dich schon als einen Gauner angesehen.» Vieles blieb ihm verwehrt, und im Heim wie danach erschien ihm seine Situation oft ausweglos: «Ich habe oft gesagt ‹für was bin ich noch da›, […] ich habe keinen Ausweg gewusst, nichts.» Dennoch: «im Nachhinein bin ich noch froh gewe-

sen, bin ich auf dieses Fischingen gekommen, in diese Anstalt.»

4 «Es war eine extrem kalte Welt dort hinten.»

Ihr erster Eindruck von Fischingen blieb lebhaft in ihrem Gedächtnis haften.[1013] Das riesige Gebäude und der Wald rundherum wirkten dunkel und beängstigend auf sie. Sie kam zu Beginn der 1950er-Jahre nach St. Iddazell und blieb dort mehrere Jahre. Ihr erster Eindruck bestätigte sich ihr. Der Alltag war von Angst geprägt, von Dunkelheit und Kälte. Sie erinnert sich an den dunklen Flur, in dem sie als kleines Mädchen jeweils spielte. Einen anderen Ort zum Spielen gab es auf dieser Abteilung nicht. Auch fror sie oft im kalten Gebäude und litt unter der emotionalen Kälte des Personals, an der Lieblosigkeit, der strengen Überwachung und rigiden Heimordnung, an der mangelnden Privatsphäre, an den harten, den Alltag prägenden Strafen und an dem «unheimlich viel Schmerzhafte[n]», das sie erlebte. «Es war eine extrem kalte Welt dort hinten.» Vor ihrem Eintritt in Fischingen hatte sie bei ihrer Patin gelebt, die ihr sehr viel Liebe und Nähe geschenkt hatte. «Das hat mir geholfen durch das Leben», ist sie überzeugt.

Im Heim wurden Strafen selbst für Nichtigkeiten verteilt. Schläge und Essensentzug waren gängig. Neben dem Speisesaal gab es eine kleine Besenkammer, in die sie zur Strafe eingesperrt wurde, wenn sie «ein grosses Maul gehabt hatte». Sie wehrte sich wiederholt für ihre Schwester, die ebenfalls in Fischingen war. Als Bettnässerin litt diese besonders stark unter den Sanktionen der Erzieherinnen, was sie als ungerecht empfand, da ihre Schwester nichts dafür konnte. «[S]ie hat sehr darunter leiden müssen.» Nachts wurde sie auf «unsanfte Art» geweckt und auf die Toilette geschickt. «Und manchmal hat sie dann aus lauter Angst trotzdem ins Bett gemacht.» Oft kam ihre Schwester nachts weinend zu ihr ans Bett und bat sie, sie auf die Toilette zu begleiten. Es sei draussen so kalt und dunkel und sie habe Angst vor den Geräuschen. Die einnässenden Kinder mussten in den nassen Leintüchern weiterschlafen und diese am Morgen als erstes mit kaltem Wasser waschen. Manchmal wurde die Wäsche demonstrativ draussen aufgehängt, damit es alle sehen konnten.

Jeden Abend untersuchte die Abteilungsschwester die Unterhosen der Kinder daraufhin, ob sie nass waren. Manchmal tauschten die Kinder untereinander die Unterhosen, um ein Kind vor der Strafe zu bewahren. In kleinen Dingen half man einander. Es war eine gewisse Solidarität vorhanden. Trotzdem war man sehr einsam, und jedes Kind schaute in erster Linie für sich. «[W]enn man bestraft wurde, war niemand für einen da. Die anderen haben dann den Mund gehalten, damit es ihnen nicht gleich geht. [...] Man war ein Einzelkämpfer. Man hatte soviel zu tun mit sich selbst und zu sehen, dass man klarkommt mit diesen Bedingungen, die geherrscht haben, dass man [...] gar keinen Zusammenhalt haben konnte.»

Einmal ging sie zum Direktor. Ihre Schwester hatte ihr anvertraut, dass sie von einem Pater missbraucht wurde. «[S]ie muss höllisch gelitten haben.» Der Direktor reagierte auf ihren Bericht jedoch ganz anders, als von ihr erwartet. «Er hat seinen Gürtel herausgenommen und hat – draufgedroschen. [...] Er sagte einfach, das sei unmöglich, was ich da erzähle, und ich solle mein Maul halten. [...] Damit mir das im Gedächtnis bleibe, zeige er mir jetzt, was man mit solchen Leuten mache.» Aus Wut ob der ungerechten Behandlung warf sie einen Stein ins Fenster und wurde als Strafe drei Tage in einen dunklen Raum gesperrt. «Man bekam [...] nur Kaffee und Brot und musste dort drinnen ausharren.»

1013 Interview Z 4.

Der Alltag war gegliedert durch Gebete und ausgefüllt mit Arbeiten. Auch die ganz kleinen Kinder mussten «Ämtli» verrichten, die sie als sehr zeitintensiv in Erinnerung hat: putzen und bohnern oder in der Küche Gemüse waschen, Steinobst entkernen oder Äpfel und Kartoffeln schälen. Beim Verrichten der «Ämtli» herrschte wie beim Essen Schweigepflicht. Der Tag begann jeweils mit einer Frühmesse, und vor dem Mittagessen wurde der sogenannte Englische Gruss, das «Gegrüsst seist du, Maria …», gebetet. «[D]er Tagesablauf war sehr, sehr eng, man wusste eigentlich jede Stunde, was kommt.» In der knapp bemessenen freien Zeit versuchte sie, die «Freiheit ein wenig auszunutzen. Und wenn das nur in dieser halben Stunde war.» Sie erinnert sich auch an Ballspiele bei den Kleinen und an geheime Orte bei den Grösseren, an denen «man mal ein privates Wort reden konnte». An Sonn- und Feiertagen gab es Ausflüge, und an Weihnachten wurde ein Schauspiel aufgeführt. Es gab auch einen grossen Chor, der an besonderen Anlässen sang.

Als sie zu den älteren Mädchen in eine andere Abteilung kam, begannen für sie auch die Schuljahre. Sie lernte leicht und war eine gute Schülerin. Nach ihrem Austritt aus dem Heim hätte sie in die Sekundarschule gehen können. In der Pflegefamilie, die sie aufnahm, hatten jedoch die eigenen Kinder Priorität. Auf der Abteilung der älteren Mädchen mit dem Namen «Sunneschy» änderte sich ausser dem neuen Schulalltag und weiteren Arbeiten im Haushalt nicht viel. Sie begleitete nun nachts auch andere Bettnässerinnen auf die Toilette, die Angst vor der Dunkelheit und den gespenstisch anmutenden, durch den Wind verursachten Geräuschen hatten.

Sie konnte lesen, noch bevor sie in die Schule kam. «Meine Geschwister […] mussten mir das ABC aufschreiben», und sie lernte lesen anhand von Heiligenlegenden. Später entdeckte sie die grosse Bibliothek. «Als ich zum ersten Mal in dieser grossen Bibliothek war, war ich absolut fasziniert.» Hier eröffnete sich ihr eine neue Welt, die den engen Heimalltag sprengte. «[D]iese Welt war so eng, man hat so gar nichts gehört von draussen. Man […] ist im Heim selbst zur Schule gegangen, […] man hatte auch keinen Kontakt mit – Kindern von draussen. […] Ich habe bei jeder Gelegenheit versucht, diesem Korsett irgendwie zu entkommen, und wenn es nur durch ein Buch war.» Sie meldete sich als Freiwillige, als es darum ging, jemanden zum Abstauben in der grossen Bibliothek zu finden. Einmal durfte sie auch im Beisein eines Erwachsenen ein wertvolles Buch über griechische Mythologie lesen. Das waren für sie schöne Momente.

An die betreuenden Schwestern erinnert sie sich teilweise gut. «Die mussten schon arbeiten. Das sahen wir schon auch.» Eine davon verteilte ziemlich viele «Tatzen» oder zog die Kinder an den Haaren. Eine andere wurde von den Kindern gerne gehänselt. «Sie war einfach ein bisschen eine komische Frau. Sie brachte immer Bibelsprüche, wenn etwas passiert ist.» Andererseits konnte diese «wahnsinnig laut werden. Dann schrie sie durch die ganze Küche, das hallte nur so.» Auch die Abteilungsleiterin wurde «ein wenig geplagt», soweit sich die Kinder getrauten: Einmal befestigten sie etwa ein Papierzettelchen am Schleier mit der Aufschrift «Achtung bissig».

Während die Kinder einfache, eintönige Kost bekamen, die am Sonntag durch ein kleines Extra bereichert wurde, erhielten die Schwestern und vor allem die Patres besseres Essen. Ihre Schwester musste bei letzteren servieren und sah, dass diese «sehr gut gegessen» haben. Manchmal brachte ihre Schwester nach dem Servieren auch etwas davon auf die Abteilung. Lebensmittel, die ihnen die Mutter schickte, wurden vom Personal zurückbehalten. Als bei einem Brandunglück die Zimmer der Schwestern von der Feuerwehr ausgeräumt wurden, «kamen all die Sachen zum Vorschein, [...] die wir nie gesehen haben».

Während ihres Aufenthalts in Fischingen erhielt sie öfters Besuch von ihrer Mutter, die sich für ihre Kinder wehrte, sobald sie von diesen Nachteiliges über

das Heim erfuhr. Selten kam auch der Vater auf Besuch.

Eines Tages wurde sie völlig überraschend aus dem Heim abgeholt. Der Vormund kam mit dem Auto, nachdem sie ihn während ihres Aufenthaltes nie gesehen hatte. «[M]an hatte null Ahnung, wohin man kommt [...]. Man konnte fragen, so viel man wollte, es hiess einfach ‹das musst du nicht wissen›.» Später, als sie von einem Heim oder Pflegeplatz zum nächsten weitergeschoben wurde, realisierte sie, wie sich ein bevorstehender Wechsel ankündigte: wenn sie aufgefordert wurde, ihre Kleider mit ihrem Namen zu beschriften.

Der Aufenthalt in Fischingen prägt sie bis heute, und es vergehen «selten Tage», an denen ihr das Heim nicht in den Sinn kommt. «[V]ieles von dem, was in Fischingen passiert» ist, kann sie «gefühlsmässig einfach erst heute zulassen.» Rückblickend meint sie: «[M]an lernte dort, dass man irgendwo einfach ein Mensch zweiter Klasse ist. Und dass man kein Anrecht [...] auf Freiheit hat. Das war so sehr prägend.»

5 «[D]as hat mich eigentlich fasziniert, die Aufgabe hier.»

Als er als Praktikant nach Fischingen kam, war er von seinem Betätigungsfeld sehr angetan.[1014] «[D]as hat mich eigentlich fasziniert, die Aufgabe hier.» Nach der Ausbildung zum Heilpädagogen kehrte er gegen Ende der 1960er-Jahre nach Fischingen zurück und trat eine Anstellung als Lehrer und Erzieher an, und er hatte es «eigentlich gut», fühlte sich wohl in seiner Rolle: «Ich habe es auch gerne gemacht.» Die Tätigkeit im Heim war anfänglich mit sehr viel Arbeit verbunden. «[A]ls ich hier angefangen habe, war es noch so, dass man eigentlich nonstop gearbeitet hat.» Man hatte «noch keine grossen Freitage», arbeitete am «Sonntag und Werktag und das ganze Jahr». Als Gruppenleiter war er für eine Knabenabteilung verantwortlich. Zur Unterstützung stand ihm lediglich eine Schwester zur Seite, die ihn zum Essen ablöste und gewisse haushälterische Tätigkeiten wie das Flicken der Kleider übernahm. Ansonsten war er rund um die Uhr allein für die Kinder zuständig. Am Morgen weckte er sie und brachte sie abends zu Bett. Er wohnte «auf der Gruppe» und musste nachts Aufsicht halten. Anfänglich wurden um Mitternacht die Bettnässer geweckt. Mit der Zeit wurde diese Praktik aufgegeben, weil der mangelnde Erfolg dieser «Methode» erkannt wurde – genauso wie die Massnahme, dass die Kinder jeden Morgen ihre nasse Wäsche selber in die Wäscherei bringen mussten. Als das nächtliche Wecken abgeschafft wurde, drehte er nur noch jeweils eine Runde, und «dann ist man ins Bett und fertig. Und ist höchstens aufgestanden, wenn man etwas gehört hat.»

Erst später, als im Lauf der 1970er- und 80er-Jahre das Personal aufgestockt und mehr weltliche Erziehende angestellt oder als Praktikantinnen und Praktikanten zugezogen wurden, gab es Freitage und eine Ferienregelung. Die Kinder durften nach und nach vermehrt am Wochenende nach Hause, während sie zuvor meist im Heim hatten bleiben müssen. Auch für jene Kinder, die nicht nach Hause gehen konnten, wurden später Wochenendplätze gesucht. Dann hatte auch das Personal frei. Mit der Zeit konnte er sich auch eine Wohnung ausserhalb des Heims suchen. «[S]obald die Möglichkeit bestanden hat, dass man auch nicht jede Nacht da sein musste, habe ich dann sofort auch auswärts gewohnt, also im Dorf [...]. Und das [...] war schon ein ganz wichtiger Schritt. Also immer im Heim wohnen und immer darum herum sein, das ist [...] aufreibend, rückblickend, muss man sagen, auch falsch. Weil, man hat dann keine Möglichkeit zum Freimachen. Wenn man ‹ume› (da) ist, ist man ‹ume›, und für die Kinder ist man

1014 Interview E 5.

dann einfach da. Und wenn sie etwas wollten, dann wollten sie halt etwas. Dann hat man halt nicht gesagt ‹Du, ich habe frei›. Also, man konnte nur frei machen, wenn man weg» war. Die Arbeitstage blieben aber lang, dauerten bis halb zehn oder zehn Uhr.

In seiner langjährigen Tätigkeit in St. Iddazell erlebte er manchen Wandel, so auch im Umgang mit den Kindern. «[M]an hat im Verlauf der Zeit anders erzogen, als wo ich gekommen bin. Und zwar grundlegend. [...] es geht nicht mehr einfach [...] um Strukturen durchzusetzen, den Willen des Erziehers den Kindern aufoktroyieren, sondern dass man die Kinder in der Entwicklung abholt. Und sie in ihrer Entwicklung [...] unterstützt.» Ihm selber war von Beginn weg «die Beziehung zum Kind das Wichtigste. Weil ich denke, ohne Beziehung zum Kind [...] erreicht man nichts.» Zwischen ihm als nicht geistlichem Lehrer und ausgebildetem Heilpädagogen, der mit anderen Erziehungsvorstellungen ins Heim kam, und gewissen Patres kam es zu Konflikten, gerade auch wegen der Körperstrafen: «Das war einer dieser Hauptkonflikte. Und dass man halt auch mehr auf die Schüler eingehen muss. Also nicht einfach Regeln aufstellen und schauen, dass die eingehalten werden, und sanktionieren, wenn sie nicht eingehalten werden. Also dass die Pädagogik halt doch noch etwas anderes beinhaltet.» Der damalige Direktor war wie er gegen Körperstrafen und hatte deswegen ebenfalls Auseinandersetzungen mit Angestellten, die von diesem «Erziehungsmittel» nicht abrücken wollten.

Auch andere Strafarten veränderten sich. Aus seinen Anfangszeiten erinnert er sich an eine Kammer, in die «fehlbare» Kinder gesperrt wurden. Damals geschah dies nur noch für höchstens einen Tag, und die Kammer hatte ein Fenster. Darin gab es einen Stuhl, einen kleinen Tisch und ein Bett, und die Eingesperrten bekamen das gleiche Essen wie die anderen. Auch das Scheren der Haare als Strafe erlebte er noch, jedoch nur in seiner Praktikumszeit. Später beschränkten sich die Strafen auf das Verzichten auf etwas, etwa das Dessert, oder es gab Strafen wie früher ins Bett gehen oder etwas helfen müssen.

Von sexuellen Übergriffen von Personal an Zöglingen erfuhr er nichts, weder von Kindern noch von Angestellten. «[M]an hat eigentlich nichts gewusst und [...] nicht geredet. Das blieb unter [...] dem Deckel.» Erst in den 1980er-Jahren, erinnert er sich, wurde die Problematik der sexualisierten Gewalt auch heimintern an Weiterbildungen angesprochen. «[M]an kann sagen, das waren Themen, die mit den Laien dann kamen. Weil für die Ordensleute ist – ist halt das ein schwieriges Thema.»

Unter den Erziehern gab es anfänglich kaum einen Austausch. «Da waren die Sitzungen Organisationssitzungen.» Das änderte sich mit der Zeit, und es wurden auch interne Weiterbildungen organisiert. Vermehrt wurden dann auch externe Experten beigezogen, vor allem Kinderpsychiater und Schulpsychologen. Er erlebte die Zeit, als mit Medikamenten versucht wurde, «Verhaltensänderungen zu bewirken». Seines Erachtens wurden gerade anfänglich viel zu oft Medikamente verabreicht. Für ihn war es «eine pädagogische Frage, wie man auf das reagiert, und nicht eine Frage von den Medikamenten. Und wenn man pädagogisch [...] das ein bisschen geschickt auffangen konnte, konnte man auch mit einem [...] hyperaktiven Kind gut leben.» Mit der Zeit bestätigte sich «immer mehr», dass «man da eine Zeit lang natürlich viel zu viel auf Medikamente abgestellt hat». Und so «wurde [man] aber immer vorsichtiger und zurückhaltender» bei der Verabreichung von Medikamenten, auch wegen der Nebenwirkungen. Man merkte «relativ häufig», dass Kinder «apathisch wurden, [...] einfach nicht mehr wie ein Kind». Die Betreuer mussten die Medikamente verabreichen und Beobachtungen über deren Wirkung dem Psychiater mitteilen. Stellte er Nebenwirkungen fest, informierte er den Psychiater und versuchte, die Dosierung herunterzufahren

oder die Medikamente gänzlich abzusetzen. Die Zusammenarbeit mit den psychiatrischen Stellen erlebte er als gut. «Also, die waren da offen, weil die haben natürlich auch gesehen, dass die Beobachtung im Alltag wichtig ist, die sie ja dann nicht haben.»

Er denkt gerne an die Zeit in St. Iddazell zurück. Für ihn war es nicht einfach ein Beruf, sondern eine Lebensaufgabe.

6 «[W]ir waren wirklich eine andere Gruppe als die Kinder vom Heim.»

Es ist für ihn eine schöne Zeit gewesen, die zwei Jahre, die er Ende der 1960er-Jahre im Sekundarschulinternat in Fischingen verbrachte.[1015] Er knüpfte Freundschaften, die zum Teil auch nach dem Austritt fortbestanden, und er entdeckte das Musizieren, eine Leidenschaft, die ihn bis heute begleitet. «Wirklich, ich habe dort die Musik entdeckt.» Trotz der Abgeschiedenheit war immer etwas los, «es gibt einiges Lustiges, an das ich mich erinnere». In der Freizeit konnten die Jugendlichen Musik machen, Lesen, es gab Tischfussball und einen Pingpongtisch. Zu bestimmten Zeiten konnten sie im Dorf am Kiosk Süssigkeiten kaufen, ganz selten gingen sie auch in die Beiz. «Wenn man seine Kollegen hatte oder Freunde, dann wusste man immer etwas zu machen.» Besonders mit einem Mitschüler ging er durch dick und dünn, eine Freundschaft, die sie auch nach der Internatszeit weiter pflegten. Aber auch andere Freundschaften schloss er, etwa zu einer Gruppe von Mitschülern, mit denen er in der Freizeit im Internat musizierte. Einige Male konnten die Beatles-Fans als Band in der Turnhalle oder an Feiern auftreten. Die Instrumente hatten sie teilweise selber von Zuhause mitgebracht, das Schlagzeug setzten sie aus Waschmitteltrommeln aus der Wäscherei zusammen. Ihr Gruppenbetreuer förderte und unterstützte sie tatkräftig, setzte die Musik aber auch als Druckmittel ein. Sie durften üben, solange sie die Regeln befolgten und sich gut verhielten. «Irgendwie», meint er rückblickend, «mussten die sich wehren», denn an die herrschende Ordnung hielten sie sich nicht immer. Die bestehenden Freiräume wurden möglichst ausgereizt, und sie machten «ab und zu einen ‹Seich›». Zu starre Regeln «sind da, um gebrochen zu werden, als Jugendlicher sowieso.» Beispielsweise gingen sie gelegentlich auch ausserhalb der erlaubten Zeiten ins Dorf. Er hatte auch eine Freundin, mit der er sich heimlich traf und Briefe austauschte, ohne dass dies entdeckt wurde. «Eben, man musste einfach erfinderisch sein.» Bei einem Lehrer, der die Jugendlichen nicht meistern konnte, gingen sie manchmal während des Unterrichts in den Hof, um zu plaudern. Zurück blieben einige wenige «brave» Schüler. In der Freizeit waren sie relativ frei und unbeaufsichtigt. Sonst war der Gruppenleiter rund um die Uhr präsent.

Gleichzeitig wurde er im Internat aber auch zu einem Pragmatiker. «Da streckt man sich nach der Decke, und da machte es keinen Sinn, dass man zwei Jahre lang Widerstand leistet. Weil, dann hat man zwei schwere Jahre vor sich, und das merkt man dann früh.» Zu Hause bei seinen Grosseltern war er als Nesthäkchen verwöhnt worden. Im Internat lernte er, sich unter Gleichaltrigen zu behaupten und sich in einer Gemeinschaft einzugliedern. «[W]as ich selbst als sehr wichtig empfunden habe, ist, dass ich mich eingliedern musste, weil das kannte ich nicht. Und eben auch ‹auf den Deckel bekommen› habe, [...] wenn ich gemeint habe, ich müsse meine Interessen zu fest durchsetzen.»

Er kam nach Fischingen, nachdem sein Pate in verschiedenen Sekundarschulinternaten erfolglos einen Platz für ihn gesucht hatte. «Und die letzte

1015 Interview Z 10.

Option war dann Fischingen.» Nach dem Tod seines Vaters wohnte er eine Weile bei den Grosseltern. Diese «waren schon ziemlich alt, und da sind natürlich Welten aufeinandergeprallt». Sein Pate schlug deshalb vor, für ihn einen Platz in einem Sekundarschulinternat zu suchen, wo er die restliche Schulzeit verbringen konnte. St. Iddazell war für ihn deshalb kein Erziehungsheim, sondern ein Internat. Unter den Mitschülern gab es denn auch solche mit reichen Eltern. Sein erster Eindruck von St. Iddazell war vom schlechten Zustand der alten, heruntergekommenen Gebäude geprägt, die ihm anstaltsartig erschienen. Die Abteilung der Sekundarschüler jedoch wirkte auf ihn freundlich. Sie war vor nicht langer Zeit renoviert worden. Kamen Leute nach Fischingen, die einen Augenschein im Heim nehmen wollten, wurden diese in die Abteilung der Internatsschüler geführt. «Wir waren so die Vorzeigegruppe, wir hatten auch die schönsten Räume. Also, vom Ausbaustandard her.»

Der Tagesablauf war von Schule, Studium, Essenszeiten und Freizeit geprägt. In der Landwirtschaft aushelfen oder andere Arbeiten verrichten mussten die Sekundarschüler nicht. Durch den sonntäglichen Kirchgang, die ein- oder zweimal in der Woche stattfindenden Morgenmessen und den Religionsunterricht in der Schule war die Religion fester Bestandteil des Internatslebens. Während der Ferien konnten die Sekundarschüler gemeinsam in Lager gehen, es wurde musiziert und am Lagerfeuer gesessen. «Es war wirklich ‹lässig›.» Nach Hause gehen konnte er selten, lediglich an verlängerten Wochenenden war es erlaubt. Nach solchen Besuchen wurden jeweils die Koffer und Taschen der Jugendlichen kontrolliert. «Man musste fast alles, was man mitgebracht hat, abgeben, vor allem Schriftliches, Briefe wurden auch gelesen.» Eigentlich «gefilzt» wurden sie aber nicht, «was man am Körper getragen hat, haben sie nicht untersucht». So konnte auch einiges ins Internat hineingeschmuggelt werden. Mit der Dorfbevölkerung hatten die Internatsschüler wenig Kontakt. Im Internat kriegte er entsprechend auch nicht viel von der Aussenwelt mit. «Und man war auch ein bisschen abgeschottet. [...] die ganze Entwicklung hin zu den Achtundsechzigern haben wir fast ein bisschen verschlafen dort hinten.»

Die Schule fiel ihm leicht. Das Schulniveau empfand er als bescheiden, der vermittelte Unterrichtsstoff als schmalspurig, mit wenig Substanz, wobei es deutliche Unterschiede unter den Lehrkräften gab. Es gab einige gute Lehrpersonen, «[u]nd dann hatte es aber auch viele, etliche, ich sag denen gescheiterte Existenzen. Das waren so Lehrkräfte, wo man das Gefühl hatte, jetzt im Rückblick, die sind nirgendwo anders untergekommen. Also, wir hatten ein paar ganz komische Typen.»

Andererseits erlebte er aber auch, dass auf Begabungen und Interessen eingegangen und Schüler gefördert wurden. «Und wenn sie gemerkt haben, dass man Interesse hat und nicht nur Blödsinn im Kopf, haben sie einen schon unterstützt.» So erhielt er etwa von einem Pater Klavierunterricht. Um seine berufliche Zukunft kümmerte man sich im Internat allerdings nicht; er musste sich seinen Weg selber bahnen.

Mit dem Personal machte er grösstenteils gute Erfahrungen. Nur eine Schwester, die bei ihnen auf der Abteilung aushalf, erlebte er negativ: Sie war «wirklich eine ganz böse», schimpfte viel und schnauzte die Jugendlichen an. Sie war die einzige Angestellte, die er Schläge austeilen sah. Die Jugendlichen hatten Angst vor ihr und gingen ihr aus dem Weg.

Obwohl die Jugendlichen des Sekundarschulinternats keinen Kontakt mit den Kindern und Jugendlichen der anderen Abteilungen in St. Iddazell hatten, erhielt er den Eindruck, dass das Internat eine ganz andere Welt war als das Kinderheim, und zwar nicht nur aufgrund der schöneren Wohn-

räume. Beispielsweise hörte er von Fluchtversuchen von Kindern, während ihm im Internat während der Zeit, in der er dort war, nichts Derartiges zu Ohren kam. Und einmal durften die Sekundarschüler als einzige mit den Mädchen der Mädchenabteilung tanzen. «Aber das muss man eben schon sagen, wir waren wirklich eine andere Gruppe als die Kinder vom Heim.»

7 «Da geht viel durch den Kopf, vor allem – ausserordentliche Hassgefühle.»

In St. Iddazell, resümiert er rückblickend, hat es «ein paar gute – Pfaffen gegeben, [...] und es [...] hat ein paar sehr schlechte Pfaffen gegeben, es hat ein paar Schläger gegeben und es hat ein paar – Pädophile gegeben.»[1016] Anfangs der 1960er-Jahre kam er als 10-jähriger nach Fischingen, nach der Scheidung der Eltern und einer schwierigen Beziehung zum neuen Ehemann der Mutter. Im Heim war er ein Einzelgänger, der sich lieber zurückzog und Bücher las. Die Karl-May-Geschichten und Reiseberichte von Abenteurern liebte er besonders.

In der Schule gehörte er zu den Besten und wurde vom Lehrer stark gefördert. Er bestand auch die Prüfung für die Sekundarschule. Auf Betreiben des Lehrers, zu dem er in die Klasse gekommen wäre, wurde er jedoch nicht in die Sekundarschule aufgenommen. «Warum? [...] Weil ich nicht hingehalten habe. [...] er hat mich [...] in sein Büro – beordert und [...] hat mir dann diese Offerte gemacht, eben, wenn so praktisch – vielleicht nicht mit diesen Worten, aber so praktisch, ‹wenn du mir einen herunterholst, dann bist du in der Sek›. [...] Und er hatte seine Kutte schon bis an die Oberschenkel hinaufgezogen gehabt. Also ich bin sicher, dass er keine Unterhosen drunter anhatte. Ich bin dann zu diesem Büro hinausgestürzt und – äh – dann bin ich dann halt nicht in die Sek, oder.»

Er vertraute den Vorfall einer Ordensschwester an, auf deren Abteilung er früher gewesen war und die ihm als «sehr verständnisvolle» Frau in guter Erinnerung blieb. Diese meinte jedoch lediglich, «es sei ja nichts passiert und [...] hat es auch abgetan». Einer weiteren Person vertraute er sich nicht an, denn «es hätte mir ja niemand geglaubt». Auch mit anderen Kindern sprach er nicht darüber. Ebenso wenig erfuhr er von Mitzöglingen von sexuellen Übergriffen. Erst viel später, an Klassenzusammenkünften, «hat man sich getraut, etwas zu sagen». Dort hörte er auch von anderen, dass sie Übergriffe erlebt hätten, und zwar begangen durch zwei Patres.

Seine Erinnerung an den Alltag ist auch von den Strafen geprägt, die «für nichts» verteilt wurden. Besonders ein Pater, der die Aufsicht im grossen Speisesaal innehatte, «war ja ein richtig Gewalttätiger – der hat – wegen Kleinigkeiten hat er Kopfnüsse verteilt oder hat mit einem Stecken, den er hatte, hat er dir eins auf die Finger gehauen – oder bei mir, in meinem Fall, einmal, hat er an den Haaren gerissen und hat einen richtig dicken Büschel ausgerissen. Das Loch ist heute noch vorhanden, da. Es wachsen keine Haare mehr nach dort. – [...] er hat mir die Kopfhaut alles abgerissen, [...] gewütet wie eine Sau.» Das weitere Personal, das im Speisesaal anwesend war, erhob keinen Einspruch gegen diese ständige Brutalität.

Bei als schwerer taxierten Vergehen riskierte man, in die Dunkelkammer eingesperrt zu werden, «in ein fensterloses Zimmer, dunkel, ohne Licht, ohne nichts. Du bist einfach im Dunkeln gehockt. [...] Wenn man sich so zurückerinnert, dann kommt es einem wieder dermassen herauf, das ist grauenhaft.» Einmal ergriff er die Flucht, gelangte jedoch nur bis Sirnach. Als Strafe wurde er in die erwähnte Kammer gesperrt und danach kahlgeschoren. Ein Pater rasierte ihn,

1016 Interview Z 18.

während ein anderer mit einem Stecken in der Hand neben ihm stand und ihn auf den Oberschenkel schlug, wenn er sich bewegte.

Als anfänglicher Bettnässer erlebte er auch Demütigungen durch einen Pater, der jeweils die Betten kontrollierte. Die Bettnässer titulierte dieser als «Nestseicher» und lieferte sie den Hänseleien der anderen Zöglinge aus. Die nassen Betttücher mussten die betroffenen Kinder jeweils in die Wäscherei tragen und sich dort bei der Angestellten entschuldigen. Er war oft krank, hatte zum Beispiel Grippe oder Fieberschübe, die er jeweils im Schlafsaal auskurierte. Mit elf Jahren bekam er am ganzen Körper Ausschläge und Vereiterungen, die Löcher bildeten. Sein Daumen «faulte». Er wurde jedoch zunächst nicht ärztlich untersucht, sondern «als Simulant heruntergemacht». Erst später wurde er zum Arzt im Nachbardorf gebracht, der als Ursache Vitaminmangel feststellte. Das Essen hat er denn auch als sehr einseitig in Erinnerung. Meistens gab es Kartoffeln und etwas Gemüse, zum Frühstück Brot.

Den Tagesablauf erlebte er als «sehr eng strukturiert». Morgens früh aufstehen, anziehen, Besuch der Morgenmesse, Frühstück im grossen Esssaal, Schule, Mittagessen, Schule. Dazwischen und danach mussten «Ämtli» verrichtet werden. Im Sommer gab es viel in der Landwirtschaft und in der Gärtnerei zu tun.

Positiv in Erinnerung blieb ihm die Freizeit, die im Gegensatz zum restlichen Tagesablauf mehr Freiheiten bot. Neben dem geliebten Lesen spielte er Tischtennis oder Fussball. Ab und an wurden Ausflüge gemacht, im Sommer konnten sie baden gehen, im Winter Ski fahren und schlitteln.

Besuche bekam er nie, auch von den Eltern nicht. Am Wochenende und in den Ferien blieb er wie zahlreiche andere Kinder im Heim. Auch seinen Vormund bekam er nie zu Gesicht.

Nach dem Heimaustritt absolvierte er erfolgreich eine Lehre. Von seinem Lehrmeister wurde er stark gefördert. Die Fischinger Jahre versuchte er indes zu vergessen. Denkt er heute an die Anstaltsjahre zurück, «geht viel durch den Kopf. Vor allem – ausserordentliche Hassgefühle.»

8 «Strafen, schaffen statt essen – ich habe eigentlich wenig anderes erlebt.»

Erst 24 Tage alt, war sie als unerwünschtes ausereheliches Kind anfangs der 1940er-Jahre direkt aus dem Spital «einfach in diesem Kinderheim abgegeben worden», und dort sollte sie ihre ganze Kindheit und einen Teil ihrer Jugend verleben.[1017] Von der Säuglingsschwester erhielt sie sehr viel Liebe und Zuwendung. «Das war mir ein Geschenk, [...] sonst hätte ich nicht überleben können.»

Auch die Kindergärtnerin, zu der sie später kam, war «eine tolle», die «sehr liebevoll» und «sehr gut» zu den Kindern war. Die Säuglingsschwester kam sie während ihrer Kindergartenzeit im Heim immer wieder einmal besuchen, und sie freute sich jeweils sehr darüber. Als sie einmal krank war, brachte ihr diese Schwester auf Wunsch ihre Lieblingsspeisen, Brot und Milch, und sprach ihr liebevoll zu. «Die hatte ich richtig gern.» Als sie in die Schule und damit in eine andere Abteilung kam, änderte sich dies. Die dortigen Schwestern erlaubten ihr nur selten, die geliebte Säuglingsschwester zu sehen. Nach der Versetzung in die Mädchenabteilung wurde es ihr schliesslich gänzlich verboten. Sie sah die Säuglingsschwester per Zufall noch ein letztes Mal von Weitem im Gang am Tag, als diese an einen anderen Ort versetzt wurde. Sprechen konnte sie nicht mehr mit ihr. Zu ihr allein hatte sie im Heim Zuneigung empfunden, und nach deren Fortgehen spürte sie das erste Mal, «wie das ist, wenn man jemanden vermisst».

1017 Interview Z 15.

In der Unterstufe erging es ihr weniger gut. Die Abteilungsschwester hatte sie «eigentlich noch recht gern in Erinnerung». «[D]iese Schwester ist nicht so brutal gewesen, [...] die hat sogar noch lieb sein können mit uns. Die hat einen auch schon einmal in die Arme genommen.» Besonders prägte sie jedoch der lieblose, unbarmherzige Umgang mit den Bettnässern. «[D]ieses Morgennässen, das hat mich einfach schon – einfach total blockiert, in der Sprache, im Handeln, in Allem. Es hat mir einfach weh getan.» Neben ihr schlief ein Mädchen, das nässte, und so musste sie täglich hilflos zusehen und die Schreie mitanhören, wenn dieses zusammen mit etwa zehn anderen Kindern deswegen geschlagen wurde. Die Kinder mussten «sich aufs Bett legen, und dann ist mit diesem Stecken allen einfach voll auf das Hinterteil geschlagen worden». Die Bettnachbarin kam manchmal in ihrer Angst zu ihr und bat sie um Hilfe. Wenn immer sie konnte, vertauschte sie morgens die Leintücher und versenkte das nasse heimlich im Weiher.

In der Oberstufe wurde es sehr hart für sie. Selbstmordgedanken begleiteten sie in dieser Zeit. «[I]ch war immer am Limit von ‹Gehen›, Nicht-mehr-sein-wollen. Das ist nicht schön, wenn ein Kind immer – einen Grundgedanken hat, nicht mehr existieren wollen.» Die dortige Abteilungsleiterin war für sie «wie ein Teufel». Fast täglich wurde sie von ihr wegen Nichtigkeiten gestraft, oft bekam sie «zwei, drei Strafen im Tag». Diese Schwester hatte ihre «Lieblinge», «denen ist nie etwas passiert, [...] die hat sie verhätschelt und ‹verbäbelet› und die waren auch immer bei ihr.» Sie selbst gehörte jedoch nicht dazu. Neben einigen anderen Kindern wurde sie von ihr am härtesten gestraft. «[I]ch hatte immer das Gefühl, sie habe es auf mich abgesehen. Ich war – ein Opfer von ihr.» Die Herkunft der Kinder schien ihr eine Rolle bei der unterschiedlichen Behandlung gespielt zu haben. Die «Zigeunerkinder», die mit ihr auf der Gruppe waren, wurden «mehr misshandelt» als andere, vielleicht noch härter als sie. Kinder aus gutgestellten Scheidungsfamilien dagegen «sind wirklich besser behandelt worden», erinnert sie sich. «Da haben sie Angst, die Nonnen, weil sie wissen, die Eltern kommen und die Eltern schauen fest für die.»

Fast regelmässig wurde sie mit Essensentzug bestraft, musste anstelle des Mittag- oder Nachtessens stapelweise Geschirr waschen. «Ich habe [...] täglich Hunger gehabt.» Manchmal stahl sie deshalb Zucker aus der Schublade oder suchte hinter dem Schuhgestell nach altem, schimmligem Brot, das andere Kinder dort «entsorgt» hatten. Auch Gemüse rüsten oder die langen Gänge schrubben gehörten zu den gängigen Strafen. Als weitere Strafmassnahme wurden ihr Sprechverbote auferlegt. Dann durfte sie tage- oder wochenlang mit niemandem reden, ausser in der Schule. «Jetzt können Sie sich vorstellen, [...] mir hat es die Sprache wirklich verschlagen.» Sie wurde auch oft mit Isolieren bestraft. Meistens wurde sie dann stundenlang und ohne Essen im Schlafsaal eingesperrt und durfte mit den anderen Kindern, wenn diese später kamen, kein Wort wechseln. Die Schwester überwachte das Sprechverbot sehr genau. Sie schlief in einer Zelle im Schlafsaal und konnte den Saal die ganze Nacht überwachen. «[D]ie hat das auch gehört, wenn man nur geflüstert hat. Die wollte das hören. [...] Die hatte keine Ruhe, die wollte, [...] dass sie strafen kann.» Hörte die Schwester sie mit jemandem flüstern, erhielt sie gleich nochmals eine Strafe. Manchmal musste sie allein oder mit anderen Kindern, die geschwatzt hatten, im kalten Waschraum auf den Steinboden knien und die mit Büchern beschwerten Arme ausstrecken. Fielen ihr die Arme vor Anstrengung und Müdigkeit herunter, legte die Schwester nach und nach weitere Bücher darauf. Ihre Knie waren danach jeweils blutunterlaufen. Die Schwester sass währenddessen auf einem Stuhl und betete den Rosenkranz.

Sie erinnert sich an viele kleinere und grössere Benachteiligungen durch die Abteilungsleiterin. Beispielsweise musste sie statt der schönen Kleider, die sie von ihrer Mutter erhielt, viel zu grosse, abgetra-

gene Kleider anziehen. Schickte ihr die Mutter Ovomaltine, wurde diese unter den anderen Kindern verteilt, während sie zur Strafe davon nichts erhielt. Alles was sie gerne machte, verbot ihr die Abteilungsschwester. Sogar gewisse Feiertage wurden für sie zur Qual; Weihnachten etwa, weil sie, wie alle Kinder, «die nicht lieb gewesen sind», einen Dorn in die Krone der Jesusstatue stecken musste, oder der Samichlaustag, vor dem sie immer «Todesängste» hatte, weil die Schwestern den Kindern damit drohten, sie «kämen schon dran». «Ich kann heute noch nicht auf die Strasse, wenn der St. Nikolaus durch geht.»

Einmal, nachdem sie drei Tage lang im Estrich oben in die Kammer eingesperrt worden war, ergriff sie die Flucht mit der Absicht, Selbstmord zu begehen. «Ich bin davongelaufen – ich habe so nicht mehr leben wollen. Und dann habe ich gedacht, ich gehe in den Weiher.» Ein Polizist griff sie auf und brachte sie ins Heim zurück. Dort wurde sie von der Abteilungsleiterin bereits erwartet und wortlos erneut für drei Tage in den Estrich gesperrt. Reden konnte sie mit niemandem, sie wurde in ihrer Ausweglosigkeit völlig allein gelassen.

Die Strafen empfand sie schon damals als unverhältnismässig. Sie war kein freches Kind, das hätte «man sich gar nicht erlauben können, da wäre man grad ‹schaurig›, also grausam drangekommen». Stattdessen zog sie sich zurück, gab keine Antwort, wenn sie von der Schwester angesprochen wurde, wofür sie wiederum bestraft wurde. Im Nachhinein meint sie: «[I]ch habe ihr nie etwas zuleide getan, ich hätte es mir nicht erlauben können, aber – mit dem Nichtreden, mit dem Keine-Frage-beantworten habe ich sie natürlich herausgefordert. Das ist mir heute klar. Aber [...] es gibt dann noch keiner Schwester [...] das Recht, ein Kind in diesem Mass zu behandeln.» Sie vermutet auch, dass sie und andere Kinder einfach zu «vif» waren für die Schwestern. «[H]eute weiss ich genau, die waren überfordert. Wir waren so viele Kinder. Die konnten nur noch rupfen und schupfen und machen, damit sie überhaupt auch existieren konnten.»

Von der Fischinger Bevölkerung seien die Heimkinder in der Kirche oder im Dorf mit bösen Worten bedacht, als freche «Goofen» oder «Saugoofen» tituliert worden. Wenn sie ins Dorf musste, um für das Heim einen Auftrag zu erledigen, fühlte sie sich wie eine «Aussätzige». Sie schämte sich auch jedes Mal, wenn ein Brief oder ein Paket für sie kam, weil als Adresse «Erziehungsheim für Schwererziehbare» darauf stand, obwohl sie doch bereits als Säugling ohne eigene «Schuld» ins Heim eingewiesen worden war. Nach ihrem Austritt verschwieg sie, in einem Heim aufgewachsen zu sein. «[D]as hast du fast müssen, sonst hättest du gar keine Chance gehabt, in der Gesellschaft Platz zu finden.»

Ihr Leid vertraute sie niemandem an, weder ihrer Mutter, die sie auf der Seite der Schwestern wähnte, noch dem Direktor, der sie stets gut behandelte und auch ab und zu fragte, wie es ihr im Heim gefalle. Trotzdem getraute sie sich nicht, ihm etwas Negatives zu erzählen, aus Angst, von ihm «noch einmal dran» zu kommen. Die Abteilungen selbst besuchte er nie. Das wirft sie ihm und den Patres auch vor: «[D]ie haben sich nicht darum gekümmert, wie es uns geht.» Entsprechend konnten die Erzieherinnen auf den Abteilungen «mit uns machen [...], wie es ihnen grad [passte]». Auch vonseiten des Vormunds kam keine Unterstützung. «Wenn man so langjährig irgendwo ist, dann interessiert es doch niemanden mehr. Man ist einfach dort versorgt.»

Es gab aber auch schöne Erlebnisse in diesen Jahren. Sie erinnert sich gerne an einen Pater, der den Kindern «wunderschöne Geschichten» vorlas, an Momente in der spärlichen Freizeit, in denen sie unbeaufsichtigt war und frei sein konnte, Augenblicke, die sie am liebsten in der Natur verbrachte. In der Schule wurde sie gefördert, hatte gute Lehrer, die sie mochte. Sie war eine gute Schülerin und ging sehr

gerne zur Schule. Auch vom Direktor wurde sie gefördert. Dieser erkannte früh ihr musikalisches Talent und erteilte ihr Klavier- und Gesangsunterricht. Ein Lichtblick war auch das wöchentliche Saubermachen bei einer älteren, gebrechlichen Schwester, die «lieb» mit ihr war und ihr auch jedes Mal etwas von ihrem Essen abgab, ein Dessert etwa. Gute Erinnerungen hat sie auch an eine Schwester, der sie beim Decken des Tisches und Servieren bei den Patres helfen musste. Dort sah sie auch, wie luxuriös die «Herren» wohnten und wie reichhaltig und vornehm sie speisten. «[D]ie haben gelebt wie Fürsten, also wie im Schloss.» Und sie fing an zu vergleichen: das edle Porzellangeschirr, das Silberbesteck, die weissen, zusammengerollten Servietten in Silberringen und die «zwei, lieber drei Gläser» bei den Patres mit den verbeulten Blechnäpfen und Löffeln bei den Kindern; den vornehm gedeckten Tisch mit den einfachen, riesigen Tischen im Speisesaal; das auf Platten schön angerichtete, üppige Essen – «nur das Beste vom Besten» – mit dem lieblos geschöpften, eintönigen «Saufrass». Und sie fragte sich: «[W]erde ich auch einmal so reich?» Auch das Esszimmer der Schwestern sah sie einmal. Es war «bescheidener» als jenes der Patres, aber auch «sehr schön».

Als sie dreizehneinhalb Jahre alt war, holte sie ihre Patin aus dem Heim zu sich nach Hause. Danach absolvierte sie eine schulisch und beruflich erfolgreiche Laufbahn. Die Erinnerungen an die Jahre in St. Iddazell begleiten sie gleichwohl bis heute. An die ersten Anstaltsjahre denkt sie gerne zurück, insbesondere an die Säuglingsschwester. «[D]iese [Name] [...] liebe ich heute noch.» Die Erinnerungen an die späteren Jahre hingegen sind bedrückend. «Ich kann den Schwestern das nicht verzeihen.» Besonders der einen Schwester kann sie nicht vergeben: «[S]ie hat mich zu sehr geplagt. [...] das kann man nicht vergessen.»